

# **"... und einen wol gestalden huot" – Kopfbedeckungen für Frauen im Deutschland des 13. Jahrhunderts**

**Nicole Perschau**

**1. Fassung, März 2006**

## **Einleitung**

Kopfbedeckungen verschiedenster Art stellten im 13. Jahrhundert unverzichtbare Bestandteile der weiblichen Tracht dar. Wir gehen heute davon aus, dass für verheiratete Frauen und Frauen ab einem gewissen Alter unbedecktes Haar generell als unschicklich galt und das Tragen einer Kopfbedeckung von Kirche und Gesellschaft als Zeichen der Ehrbarkeit vorgeschrieben war. Die Spanne reicht hierbei vom einfachen Kopftuch bis hin zu mehr oder weniger aufwändigen „Wickelkonstruktionen“, Hauben und Schleiervarianten. Junge, unverheiratete Frauen hingegen trugen ihr Haar durchaus offen, zu Zöpfen geflochten oder mit einem Stirnreif geschmückt.

In dieser Zusammenfassung sollen die wichtigsten Formen weiblicher Kopfbedeckung betrachtet und beschrieben werden. Dabei konzentriere ich mich bewusst auf den deutschen Raum, wobei jedoch auch besonders interessante Varianten aus anderen europäischen Ländern zum Vergleich herangezogen werden sollen.

Grundsätzlich ist bei der Beschäftigung mit der Mode des 13. Jahrhunderts immer zu berücksichtigen, dass wir es mit einem relativ spärlichen Fundus an erhaltenen Originalen zu tun haben und daher gehalten sind uns in besonderem Maße mit Beispielen aus der bildenden Kunst und mit Textquellen auseinanderzusetzen. Gerade diese Quellen aber unterliegen stets – je nach beabsichtigter Aussage des Werkes – subjektiven Färbungen der zeitgenössischen Künstler oder Autoren und sind, was ihre Allgemeingültigkeit und Nähe zur damaligen Realität angeht, somit mit Vorsicht zu genießen. Darüber hinaus ist selbst bei erhaltenen Fragmenten von Kopfbedeckungen nur bedingt eine Aussage darüber zu treffen, ob es sich hierbei um „typische“ Stücke der damaligen Mode handelt, oder eher um lokale oder gar an bestimmte Personengruppen gebundene Besonderheiten ohne wirkliche Relevanz für andere Regionen und/oder Gesellschaftskreise.

Es ist mir daher ganz besonders wichtig zu betonen, dass es sich bei allen in dieser Arbeit getroffenen Aussagen lediglich um persönliche Annahmen aufgrund der untersuchten Quellen handelt, die keineswegs der „Weisheit letzter Schluss“ sein möchten. Über konstruktive Kritik und neue Hinweise freue ich mich jederzeit.

Zu Gunsten der Lesbarkeit wurde im Text auf Abbildungen verzichtet. Alle angeführten Bildquellen sind durchnummeriert und am Ende der Zusammenfassung zu finden.

## **1. Einfache Kopfbedeckungen: schlicht und zweckmäßig**

Für arbeitende Frauen der unteren Gesellschaftsschichten war das Tragen einer Kopfbedeckung, abgesehen von der Erfüllung gesellschaftlicher Konventionen, von besonderer Wichtigkeit. Tagtäglich war ihr Haar erheblichen Belastungen durch Staub, Ruß, Ungeziefer und andere Verschmutzungen ausgesetzt, so dass es schon aus rein praktischen Erwägungen unbedingt geschützt werden musste.

Es ist davon auszugehen, dass es sich bei alltäglichen Kopfbedeckungen einfacher Frauen um Tücher handelte, die auf verschiedene Art um den Kopf geschlungen oder gelegt wurden (z.B. Detail der Deckenfresken in St. Maria Lyskirchen, Köln, um 1250 [Abb. 1]). Was das Material angeht, so bietet sich am ehesten Leinen an, da dieses ganz besonders gut waschbar und somit

ausgesprochen alltagstauglich und hygienisch ist. Hinsichtlich der Verfügbarkeit von Leinen ist jedoch zu überlegen, ob nicht in manchen Regionen oder bei besonders armen Bevölkerungsschichten auch eventuell dünne Wolle als Material für Kopftücher eingesetzt wurde, da Rohwolle in bestimmten Gebieten (z.B. bei für den Flachs-anbau ungeeigneten Böden) vielleicht besser verfügbar war und generell leichter in Heimarbeit versponnen und verwebt werden konnte.

### *Besondere Formen und Trageweisen*

Betrachtet man zeitgenössische Bildquellen, so fallen immer wieder Kopftuchvarianten ins Auge, bei denen ein Ende des Tuches wulstartig um die Stirn gelegt und das andere um Wangen und Kinn gewickelt wurde, so dass nicht nur das Haar sondern gleichzeitig ein Teil des Gesichtes verdeckt war (siehe Detail an einem Glasfenster in der Elisabethkirche in Marburg, um 1250 [Abb. 2], sowie Deckenfresko in St. Maria Lyskirchen [Abb. 3]). In einigen Fällen wurde offensichtlich der um das Kinn gewickelte Teil anschließend unter den "Stirnwulst" geschoben, so dass das Ende zipfelig herabhing (vgl. Abbildung aus dem "Jungfrauenspiegel" um 1200 [Abb. 4]). Eigene Versuche haben gezeigt, dass diese Konstruktion bei Verwendung eines relativ locker gewebten, weichen Materials ohne zusätzliche Nadeln recht stabil ist. Angesichts des erheblichen Stoffbedarfs und der speziellen Anforderungen an die Beschaffenheit eines solchen Tuches verwundern die ausgesprochen zahlreichen Bildbelege für diese Form der Kopfbedeckung. Sie findet sich beispielsweise auch in französischen Bildquellen (vgl. Abbildung in der sog. Maciejowski-Bibel, Ile de France, um 1250 [Abb. 5], und im sog. "Psalter der Madame Marie", Mons (Frankreich), ca. 1285 [Abb. 27]).

Eine weitere, häufig bei Plastiken und in Buchmalereien anzutreffende Variante ist eine Art glatte Haube, die sich nahezu faltenlos an den Kopf anschmiegt und bei der manchmal kein expliziter Schließmechanismus erkennbar ist (siehe Skulptur der „Magd“ im Naumburger Dom, um 1250 [Abb. 6]). Denkbar ist, dass es sich hierbei um eine Art „Haarsack“ handelte, bei dem ein rundes oder ovales Stück Stoff mittels eines Tunnelzuges als Beutel fungierte, der das Haar komplett aufnahm und im Nacken mit dem Band des Tunnelzuges verschlossen wurde. Ähnliche Varianten finden sich in der Kathedrale von Reims (13. Jhd.) [Abb. 7], Frankreich, sowie in der Maciejowski-Bibel [Abb. 8]. Bei der Skulptur aus Reims ist an den Kanten des Haarsacks deutlich die Einfassung durch ein fixierendes Band zu erkennen, während bei [Abb. 8] um den Beutel gewickelte Bänder für Halt zu sorgen scheinen.

Weiterhin finden sich zahlreiche Abbildungen von Kopftüchern oder -binden in Form von Rechtecktüchern, die entweder seitlich oder im Nacken verknotet wurden und deren Enden mitunter lose herunterhingen (vgl. Abbildungen aus der Bible Moralisee, Codex Vindobonensis 2554, Frankreich, um 1230 [Abb. 9], sowie Detail der Deckenfresken in St. Maria Lyskirchen [Abb. 10]).

Eigene Versuche in diesem Zusammenhang führten zu einer weiteren, besonders einfach anzulegenden und haltbaren Trageweise eines Kopftuches: ein viereckiges Tuch wird auf den Kopf gelegt und am Hinterkopf verknotet, wobei die verbleibenden Enden unter den Knoten geschoben werden. Es entsteht ein „Haarsack“ mit Faltenbildung am Hinterkopf, bedingt durch das Einstecken der Enden. Allerdings gibt es meines Wissens nach keinen eindeutigen Beleg für diese an sich sehr einleuchtende Form, so dass wir uns hier im Bereich der Spekulation bewegen.

## **2. Modische Kopfbedeckungen: sittsam und schick**

### *Vom Blütenkranz zum Statussymbol: das Schapel*

Das so genannte Schapel gilt als der typische modische Kopfschmuck junger Mädchen, deren Haar noch nicht aufgrund gesellschaftlicher Normen bedeckt werden musste. Zwar ist davon auszugehen, dass zumindest in den unteren Bevölkerungsschichten auch junge Frauen im Alltag

ihr Haar bedeckten um es vor Verschmutzung zu schützen, aber es ist gut vorstellbar, dass an Sonn- und Festtagen auch im bescheidenen Umfeld gerne ein Schapel aufgesetzt wurde um dem Wunsch nach etwas Schmückendem Rechnung zu tragen. Darüber hinaus scheint das Schapel auch als Minnegabe sehr beliebt gewesen zu sein (vgl. Walther von der Vogelweide: „nemt, frouwe, disen kranz (...)“).

Im einfachsten Fall bestand es aus einem Reif aus frischen Blüten, es konnte jedoch auch, je nach finanziellen Möglichkeiten, aus besticktem Leder (Fund aus Lübeck, 13./14. Jahrhundert), textiler Borte oder Bunt- bzw. Edelmetall bestehen. Als Verzierungen dienten meist florale Ornamente aus unterschiedlichen Materialien, die so an den ursprünglichen Blumenkranz erinnerten. In der bildenden Kunst begegnen uns einige sehr schöne, detaillierte Beispiele an den Skulpturen der Klugen und Törichten Jungfrauen im Magdeburger Dom (um 1250) [Abb. 11].

### *Das Gebende – Zwischen Anstand und „dernier cri“*

Beim so genannten Gebende handelt es sich um „die“ Kopfbedeckung der verheirateten Frau des 13. Jahrhunderts. Es besteht in seiner „klassischen“ Form aus zwei Stoffstreifen, die um Kinn und Stirn gewickelt und mit Nadeln festgesteckt wurden (sehr schön zu sehen z.B. in der Bible Moralisée [Abb. 12]), so dass sie das Gesicht teilweise verhüllten. Alle anderen mir bekannten Beispiele aus der bildenden Kunst geben keinen konkreten Hinweis darauf, ob es sich beim Stirnteil des Gebendes um einen zusammengesteckten Streifen oder um einen geschlossenen Ring handelt.

Entsprechend der Etikette hatte der Kinnstreifen des Gebendes so straff anzuliegen, dass Tätigkeiten wie Essen, Trinken oder Sprechen nur eingeschränkt möglich waren, was die „Tugendhaftigkeit“ der Frau gewährleisten sollte.

Aufgrund der gewünschten Steifigkeit des Materials ist anzunehmen, dass die beiden Teile des Gebendes bevorzugt aus dicht gewebtem Leinen bestanden. Eigene Versuche mit zwei Lagen zusammengenähten Leinstoffes erzielten hier sehr gute Resultate. Andererseits wurden in Las Huelgas (Spanien) [Abb. 13] und Villach (Österreich) Gebendefragmente aus feinen Seidenstoffen gefunden. Im Falle des Gebendes aus Las Huelgas handelt es sich um einen Stoffstreifen von fast 6 Metern Länge. Es ist also anzunehmen, dass in wohlhabenden Kreisen zumindest Teile des Gebendes durchaus aus Seide bestehen konnten. Um die gewünschte Festigkeit zu erzielen, mussten die Streifen jedoch evtl. mehrfach um den Kopf gewickelt werden und daher eine entsprechende Länge aufweisen.

Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts gab es eine gewisse Tendenz zur Verbreiterung der beiden Streifen, wohingegen zum Ende des Jahrhunderts hin die Streifen immer schmaler wurden (vgl. Skulptur der Grammatik am Freiburger Münster, um 1300 [Abb. 14]), bis im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts nur zwei schmale Bänder übrig blieben [Abb. 15] und das Gebende spätestens zur Mitte des Jahrhunderts hin schließlich endgültig von anderen Kopfbedeckungen abgelöst wurde.

Neben der glatten Form des Stirnstreifens begegnen uns in Deutschland ab der Mitte des 13. Jahrhunderts auch gefältelte Formen (vgl. Elisabethschrein im Marburger Dom, um 1250 [Abb. 16]; Taufstein im Limburger Dom, um 1250 [Abb. 17]), die in Frankreich allerdings bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts auftreten (vgl. Skizzenbuch des Villard de Honnecourt [Abb. 18] sowie Skulptur an der Kathedrale von Chartres, um 1220-1230 [Abb. 19]). Stirn- sowie Kinnstreifen mit plissierten oder gerüshten Rändern treten in der deutschen bildenden Kunst ebenfalls spätestens zur Jahrhundertmitte hin auf (vgl. Tristan-Handschrift der Bayerischen Staatsbibliothek München, cgm 51, 2. Viertel 13. Jhd. [Abb. 20]; ehemaliger Westlettner im Mainzer Dom, 1. Hälfte 13. Jhd. [Abb. 21]), besonders häufig dann aber in der Manessischen Liederhandschrift [Abb. 22] aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Deren Grundstockmaler bediente sich allerdings starker Reminiszenzen an die Mode des 13. Jahrhunderts.

Interessanterweise findet sich in zahlreichen französischen Bildquellen ab dem 2. Drittel des 13. Jahrhunderts eine Variante, bei der der Kinnstreifen offensichtlich am Oberkopf kappenartig

verbreitert oder durch ein separates Stoffstück ergänzt wurde und der somit das Haar des Oberkopfes vollständig verdeckte. Einen Hinweis auf die mögliche Art der Konstruktion geben Abbildungen aus der Missale von Reims, datiert zwischen 1285 und 1297 [Abb. 23], bei denen – ähnlich der Bundhaube des Mannes – eine feine Mittelnaht am Oberkopf der Trägerin zu sehen ist. Es könnte sich also durchaus um eine Art „weibliche Form der Bundhaube“ handeln. Eine interessante Parallele hierzu stellt die so genannte „Kappe der Heiligen Birgitta von Schweden“ [Abb. 24] dar, eine Leinenhaube mit Mittelnaht, die der Ordensstifterin zugesprochen wird und ins 14. Jahrhundert datiert<sup>1</sup>.

Abweichend zur „klassischen Gebendeform“ finden sich einige deutsche Bildquellen aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, bei denen das Gebende aus einem oder mehreren vergleichsweise lose um den Kopf gewickelten Stoffstreifen besteht, dessen bzw. deren Enden zum Teil lang bis auf die Schultern herabhängen. Beispiele für diese Form lassen sich im Elisabethpsalter [Abb. 25], 1. Hälfte 13. Jhd., sowie im Braunschweiger Dom [Abb. 26], Mitte 13. Jhd., und an einem Glasfenster in St. Kunibert, Köln, um 1230 [Abb. 27], betrachten. Ebenfalls abweichend zum „klassischen“ Gebende weisen die Stoffbinden häufig ein zierendes Streifenmuster aus, welches entweder direkt in den Stoff eingewebt (vgl. [Abb. 13]) wurde, oder bei dem es sich um Stickereien oder aufgenähte Brettchenborten handeln könnte.

Die Haare unter dem Gebende konnten sowohl offen herabfallen [Abb. 20], zu Zöpfen gebunden (vgl. Skulptur der Uta im Naumburger Dom, um 1250) oder aber – wohl in Anlehnung an die französische Mode – im Nacken zu einem Knoten geschlungen werden (vgl. Siegel der Gräfin Irmgard von Berg, 1. Hälfte 13. Jhd.). Funde geeigneter Haarnadeln, die für die dauerhafte Stabilität eines solchen Knotens gesorgt haben könnten, sind mir für die Zeitstellung allerdings nicht bekannt. Die Fixierung könnte eventuell durch eingeflochtene Bänder erfolgt sein, so dass das Haar am Hinterkopf quasi „festgenäht“ wurde. Bei Berthold von Regensburg (1210 – 1272) finden wir hierzu folgende Textstelle: „Diu ander üzsetzikeit diu ist an der leien hâre, die ir hâr windent unde snüerent (...)“ und bei Wigamur (wohl 2. Hälfte 13. Jhd.) heißt es: „Jr har was gepunden gar/Mit seyðín schnüre claín (...)“. Ob hier jedoch tatsächlich ein „Festnähen“ der Haare am Hinterkopf beschrieben wird oder ob es sich eher um Bänder handelt, die in die Zöpfe eingeflochten wurden, muss offen bleiben.

Auch Haarnetze lassen sich in Deutschland bereits für 1250 belegen (vgl. Elisabethschrein [Abb. 16]). Sie begegnen uns in der höfischen Literatur beispielsweise im „Willehalm“ des Ulrich von dem Türlîn (2. Hälfte 13. Jhd.), wo Perlennetze als Kopfschmuck unverheirateter junger Frauen erwähnt werden. Zwei wunderschöne erhaltene Haarnetze aus dem 14. Jahrhundert befinden sich heute im Düsseldorfer Kunstmuseum [Abb. 28].

Neben dem oben offenen Stirnband gab es auch geschlossene, mehr oder weniger versteifte Hauben, die vermutlich zusammen mit dem Kinnband getragen wurden. Prominenteste Beispiele sind hier sicherlich die Skulpturen der Naumburger Stifterinnen [Abb. 29], die zusätzlich zur geschlossenen Haube auch noch kostbare Krönchen und Reife tragen. Am Grabmal des Grafen von Gleichen im Erfurter Dom (um 1264) [Abb. 30] finden sich ganz ähnliche Hauben und in der Kirche von Burs (Schweden) lässt sich ein weiteres Beispiel einer geschlossenen Haube an einer steinernen Chorbank erkennen (um 1270) [Abb. 31]. Belegt werden geschlossene Hauben in besonderem Maße auch durch die 1968 in Villach-Judendorf (Österreich) bei Abtragungsarbeiten gefundenen so genannten „Villacher Goldhauben“: reich bestickte und mit Goldfäden, Medaillons und Perlen verzierte barettartige Hauben, datiert in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts [Abb. 32]. Die Hauben bestehen teilweise aus zusammengenähten Brettchenborten und waren in einigen Fällen innen mit Leder versteift um ihnen eine stabile Form zu geben. Sie stellen einzigartige Relikte hochmittelalterlicher Kopfbedeckungen dar. In wieweit die Fundstücke regionale oder gesellschaftliche Sonderstellungen einnehmen, muss bisher leider offen bleiben. Immerhin wurden die Hauben innerhalb eines Gräberfeldes fernab eines Friedhofes oder einer Kirche gefunden, auf einem Terrain, das gemeinhin als „Judenbichl“ bekannt war. Andererseits verweisen Textquellen

---

<sup>1</sup> Herzlichen Dank an Ruth Hirschberg für diesen wichtigen Hinweis.

immer wieder auf „Hauben“ oder „Hüte“ für Frauen, so trägt z.B. Königin Dido in Heinrich von Veldekes „Eneit“ zu ihrem Jagdgewand einen mit einem Band eingefassten Hut aus grünem Sâmit.

Gleichzeitig ist es bemerkenswert, dass sich in Bildquellen fast ausschließlich weiße Gebende finden, während uns aus der Archäologie durchaus intensiv farbige oder gemusterte Gebendefragmente (z.B. rote Seidengewebe aus Villach, gestreifte Gebendeteile aus dem Kloster Las Huelgas [Abb. 13]) begegnen, die auf einen deutlich größeren Variantenreichtum schließen lassen. Ein seltenes Beispiel für gestreifte Gebende aus dem Bereich Skulptur findet sich bei einer spanischen Anna Selbdritt aus dem späten 13. Jahrhundert [Abb. 33].

Textquellen des 13. Jahrhunderts sprechen hier eine ähnliche Sprache, da farbige Gebende hier immer wieder beschrieben werden. Wie verbreitet sie aber nun wirklich waren ist rein spekulativ. Immerhin, glaubt man dem „Roman de la Rose“ (um 1270), so „fasst man den Mut und wagt alles“ beim Anlegen eines „gelben, roten, grünen und blauen Gebendes“ („(...) Autre fois li repret corage/D’oster tout et de metre guindes jaunes, vermeilles, vers et indes (...).“). Und Berthold von Regensburg wird zu Lebzeiten nicht müde, gegen Trägerinnen von gelben Gebenden zu wettern („(...) Sô habent die frouwen mit dem gelwen gebende groezer arbeit, denne diu diemüeteclich ein wîzes treit, wan ir etelîche legent daz jâr wol halbez dar an, niur an daz gebende, niur an sleir.“) und ihnen ewige Höllenqualen zu prognostizieren.

#### *Der Wimpel – gesteigerte Züchtigkeit*

Statt des Kinnstreifens konnte auch ein Stoffstück getragen werden, das am Kinn eng anlag und dann unterhalb des Kinns in kaskadenartigem Fall die gesamte Halspartie bedeckte, der so genannte „Wimpel“ (siehe z.B. ehemaliger Westlettner im Mainzer Dom, 1. Hälfte 13. Jhd. [Abb. 34]; „Heimsuchung“ am Freiburger Münster, um 1300 [Abb. 35]). Praktische Versuche haben gezeigt, dass dieser Effekt durch ein zusätzliches rechteckiges Tuch erzielt werden kann, das mit Nadeln am Stirnband des Gebendes befestigt wird. Verdeckt wird diese Konstruktion anschließend mit einem Schleier. Es ist jedoch auch möglich, dass es sich hierbei um ein um Kopf und Kinn geschlungenes Kopftuch handelte (siehe oben), über das anschließend ein separater Schleier gelegt wurde. Eine interessante Abbildung hierzu findet sich im sog. „Psalter der Madame Marie“ [Abb. 36], 2. Hälfte 13. Jhd. Hier sind zwei Pilgerinnen zu sehen, von denen eine das zuvor beschriebene Kopftuch trägt, während die andere einen schwarzen Schleier über einer identisch aussehenden „Unterkonstruktion“ angelegt hat.

Es fällt auf, dass der Wimpel in der bildenden Kunst auffällig häufig im Zusammenhang mit älteren Frauen dargestellt wird, so dass vermutet werden kann, dass es sich aufgrund seines stark verhüllenden Charakters um eine recht konservative, nicht unbedingt modische Form handelte.

#### *Dauerbrenner und willkommenes Accessoire: der Schleier*

Spätestens mit der Verbreitung des Christentums und dem damit einhergehenden Gebot zur Bedeckung der Haare trat das Schleiertuch seinen modischen Siegeszug an, und auch im 13. Jahrhundert ist es aus der weiblichen Tracht nicht wegzudenken. In Bildquellen begegnen uns zahlreiche Varianten, die häufig leicht und in anmutigen Wellen bis über die Schultern fallen (siehe Skulptur der Anna Selbdritt in der Stralsunder Nikolaikirche, 2. Hälfte 13. Jhd. [Abb. 37]). Dieser Effekt wurde wahrscheinlich durch runde oder ovale Schleier erzielt, die so einen wellenförmigen Fall ermöglichten. Andererseits finden sich auch Beispiele für Schleiertücher mit geradem Zuschnitt und sichtbaren Zipfeln, die offensichtlich aus schwererem Material gefertigt waren, was einen steiferen, statischeren Fall bedingt (siehe Skulpturen an der Mauritiusrotunde im Konstanzer Münster, um 1280 [Abb. 38], oder Skulptur der „Berchta“ im Naumburger Dom, um 1250 [Abb. 39]).

Als Schleierstoffe wurden in wohlhabenden Kreisen wohl bevorzugt Seidengewebe verwendet, während in weniger reichen Haushalten vermutlich auch auf Leinen oder leichte Wollstoffe zurückgegriffen wurde.

Anders als beim – auf Abbildungen stets weißen – Gebende lassen sich durchaus Bildquellen mit Darstellungen farbiger Schleier finden. Zu erwähnen ist hier z.B. die Bible Moralisée [Abb. 40] oder evtl. das Aschaffener Evangeliar, um 1250 [Abb. 41]. Im Bereich der Realien kennen wir aus London Reste eines roten Schleiers. Zudem waren auch farbige Schleier, wie die zuvor beschriebenen „bunten“ Gebende, immer wieder Ziel der Attacken meist klerikaler Kritiker.

Schleier konnten sowohl zum Gebende kombiniert [Abb. 38, 39] als auch zusammen mit einem Schapel (vgl. Skulpturen der Klugen und Törichten Jungfrauen am Freiburger Münster (um 1300) [Abb. 42]) getragen werden. Man findet zahlreiche Belege dafür, dass der Schleier manchmal sogar scheinbar ohne erkennbare Fixierung auf dem Kopf auflag (vgl. Grabmal der Aleydis in der Marburger Elisabethkirche, 2. Hälfte 13. Jhd. [Abb. 43]), was in der Praxis kaum möglich ist, so dass man annehmen kann, dass er mit Nadeln entweder direkt am geflochtenen Haar oder an einem separaten Stoffstreifen, ähnlich dem Stirnstreifen des Gebendes, festgesteckt wurde (vgl. Figur der Elisabeth in der Kathedrale von Reims, 1. Hälfte 13. Jhd. [Abb. 44]).

Dabei scheint die Kombination Schapel/Schleier oder das Tragen eines „lose aufliegenden“ Schleiertuches nicht zwangsläufig jungen Mädchen vorbehalten gewesen zu sein, wie Darstellungen offensichtlich verheirateter Frauen belegen (vgl. [Abb. 43]; Grabmal der Beatrix de Courtenay in Frauenroth, um 1245 [Abb. 45]).

## Fazit

Beim Vergleich von Bildquellen mit Aussagen aus der zeitgenössischen Literatur sowie erhaltenen Originalen wird eine erhebliche Diskrepanz deutlich. Gerade in Bibeln und Psaltern, die aufgrund ihrer religiösen Intention Ziele verfolgten, die nichts mit der detailgetreuen Abbildung der modischen Wirklichkeit zu tun hatten, ist eine starke Tendenz zur Schematisierung und Idealisierung vorhanden. Im Kontrast dazu zeichnen sowohl Literatur als auch Realien ein deutlich farbigeres, differenzierteres und individuelleres Bild der Tracht und Sachkultur im Allgemeinen und der Kopfbedeckungen im Besonderen. Bei der Rekonstruktion von Trachtbestandteilen des 13. Jahrhunderts ist daher eine strikte Fixierung auf Bildquellen meiner Meinung nach nicht sinnvoll. Es gilt vielmehr bei jedem zu rekonstruierenden Stück den Vergleich von Bildquellen mit Passagen aus der Literatur und eventuell vorhandenen Realien anzustellen, um auch nur ein ansatzweise realistisches Bild der möglichen Beschaffenheit zu gewinnen. Dabei ist immer abzuwägen, welche Absicht der Künstler/Verfasser bei der Schaffung seines Werkes verfolgte, inwieweit Realien als regional- oder personengruppenspezifisch anzusehen sind und ob sie in den zu rekonstruierenden Kontext – der selbst im Idealfall auch regional- und/oder personengruppenspezifisch sein kann – passen.

## Literaturhinweise (Auszug):

### Archäologie:

- *Codex Manesse – Texte, Bilder, Sachen*, Katalog, Braus, Heidelberg, 1988
- E. Crowfoot, F. Pritchard, K. Staniland: *Textiles and Clothing 1150 – 1450*, Museum of London, The Boydell Press Woodbridge, 2001
- *Neues aus Alt-Villach*, 7. Jahrbuch des Stadtmuseums Villach, 1970

### Bildquellen:

- B. Cardon, D. Vanwijnsberghe, J. Van der Stock: *Medieval Mastery: Book Illumination from Charlemagne to Charles the Bold, 800-1475*, Bepols N.V., 2003
- S. Cockerell: *Old Testament Miniatures – A Medieval Picturebook with 283 Paintings from the Creation to the Story of David*, Phaidon Press
- *Der Elisabethpsalter in Cividale del Friuli. Buchmalerei für den Thüringer Landgrafenhof zu Beginn des 13. Jahrhunderts*. Dt. Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin, 2001
- *Die Gründer von Laach und Sayn – Fürstenbildnisse des 13. Jahrhunderts*, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 1992
- *Die Kreuzzüge*, Verlag Philipp von Zabern, 2004
- *Glanzlichter der Buchkunst: Bible Moralisée*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1998

- *Gotische Plastik in den Rheinlanden*, Friedrich Cohen, 1921
- *Monumente des Abendlandes – Gotische Plastik in Europa*, Umschau-Verlag, 1963
- *Meisterwerke mittelalterlicher Skulptur*, Dietrich-Reimer-Verlag, 1996
- E. Schubert: *Der Naumburger Dom*, Verlag Janos Stekovics, 1997
- E. Schubert: *Der Dom in Magdeburg*, E. A. Seemann, 1994
- J. Von Fircks, V. Herre: *Anna Selbdritt*, Edition Herre, 1999
- I. F. Walther: *Codex Manesse – Die Miniaturen der Großen Heidelberger Liederhandschrift*, Insel-Verlag, 2001
- P. Williamson: *Gothic Sculpture 1140-1300*, Yale University Press, 1995
- T. Woronowa, A. Sterligow: *Westeuropäische Buchmalerei des 8. bis 16. Jahrhunderts*, Bechtermünz, 2000

**Kostümkunde:**

- E. Brüggem: *Kleidung und Mode in der höfischen Epik des 12. und 13. Jahrhunderts*, C. Winter Universitätsverlag, 1989
- Dr. R. M. Hirschberg: *Landsässische Tracht im 13. Jahrhundert. Eine Auswertung zeitgenössischer Bildquellen zur Rekonstruktion funktionaler bäuerlicher Alltagskleidung im Hochmittelalter*, Stand: August 2005
- B. Purrucker: *Hochmittelalterliche Bauernkleidung*, Publikation des Museumsdorfs Düppel

**Abbildungen:**



Abb. 1: Kopftuch, St. Maria Lyskirchen, Köln



Abb. 2: Wickelkopftuch, Elisabethkirche, Marburg



Abb. 3: Wickelkopftuch, St. Maria Lyskirchen, Köln



Abb. 4: Wickelkopftuch, Jungfrauenpiegel



Abb. 5: Wickelkopftuch, Maciejowski-Bibel



Abb. 6: „Haarsack“, Naumburger Dom



Abb. 7: „Haarsack“, Kathedrale Reims



Abb. 8: „Haarsack“, Maciejowski-Bibel



Abb. 9: Rechtecktuch, Bible Moralisée



Abb. 10: Rechtecktuch, St. Maria Lyskirchen, Köln



Abb. 11: Schapel, Magdeburger Dom



Abb. 12: Gebende, Bible Moralisée



Abb. 13: Gebendefragment, Las Huelgas



Abb. 14: Gebende, Freiburger Münster





Abb. 15: Gebende, Codex Manesse



Abb. 16: Gebende und Haarnetz, Elisabethschrein, Marburg



Abb. 17: Gebende, Taufstein, Limburger Dom



Abb. 18: Gebende, Villard de Honnecourt



Abb. 19: Gebende, Kathedrale Chartres



Abb. 20: Gebende, „Tristan“



Abb. 21: Gebende, ehem. Westlettner, Dom Mainz



Abb. 22: Gebende, Codex Manesse



Abb. 23: Gebende, Missale von Reims

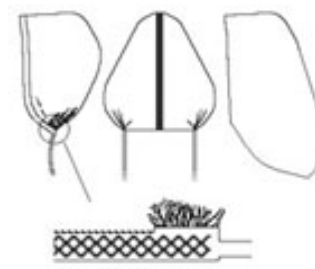


Abb. 24: sog. „Haube der Hl. Birgitta“



Abb. 25: Wickelgebende, Elisabethsalter



Abb. 26: Wickelgebende, Dom Braunschweig (Umzeichnung)



Abb. 27: Wickelgebende, St. Kunibert, Köln



Abb. 28: Haarnetz, Düsseldorf



Abb. 29: Haube, Naumburger Dom



Abb. 30: Hauben, Erfurter Dom



Abb. 31: Haube, Burs



Abb. 32: Haube, Villach



Abb. 33: gestreiftes Gebende, Spanien



Abb. 34: Wimpel, ehem. Westlettner, Mainzer Dom



Abb. 35: Wimpel, Freiburger Münster



Abb. 36: Wimpel, Psalter der „Madame Marie“



Abb. 37: Schleier, Anna Selbdritt, Nikolaikirche, Stralsund



Abb. 38: Schleier, Mauritiusrotunde, Konstanzer Münster



Abb. 39: Schleier, Berchta, Naumburger Dom



Abb. 40: Farbige Schleier, Bible Moralisée



Abb. 41: Farbiger (?) Schleier, Aschaffener Evangeliar



Abb. 42: Schapel und Schleier, Freiburger Münster



Abb. 43: Schleier, Aleydis v. Hessen, Elisabethkirche, Marburg



Abb. 44: Stirntuch und Schleier, Kathedrale Reims



Abb. 45: Schleier und Schapel, Beatrix v. Courtenay, Frauenroth